

Fahrt in die Freiheit [Schluss]

Autor(en): **Ryser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dabei sein. Wir zwei wollten eben ganz allein es wagen. Unser erstes Auftreten wurde dann zu einem wahren Triumphzug von Haus zu Haus. Raam ließ mein Freund seine glöckenhelle Stimme, die ich nun auch verständnisvoll zu begleiten verstand, erschallen. So wurde es mäuschenstill in den Küchen und Stuben: „Loset, das isch gwüß dr Schmiedhansroobj un dr Schlosserfriz.“ War das erste Lied verklungen, so ging die Haustüre auf mit den freundlichen Worten: „Chöömet iche. Buebe, un neehmet no äis, es gäit gar donnigs schön zseeme.“ Wenn wir uns nach dem zweiten Liede dann formachen wollten, so rücten die Zehner und Zwanziger hervor, und wir mußten gnädig eine Zulage gewähren. Nachher ging's aber ungesäumt zum Nachbarhaus. Oft kreuzten da ältere Sängerguppen unsern Weg und warteten uns Neulingen mit allerhand guten Ratsschlägen auf: „Ganget numme nit dörthi, die Gignäpper geebe äim nit als e Biß Brot, un bi dr Fräschelgübbe git es dr Lohn mit em Chuchibeese. Dr alt „Brummel“ i dr Eichmatte'n usse hikget allne dr Hung a.“ Als wir aber dann beim Nachbarn des gefürchteten „Brummel“ sangen, öffnete der mit diesem Spitznamen bezeichnete Sonderling seine lotterige Haustüre und lockte uns zu sich hinein: „Chömet Buebe, chöömet, i giben ech o öppis. Zehe hätt' i miser bal glaubt, i föri hür nid es enig rächts Lied. Chöömet do zum Tisch un neehmet jek afange z'erst es Tröpfeli Wit, dier mööget de nachehr umme besser. Alleh, wäit iehr ächt zuegriffe! Dee schadet äuch ämmel gwüß nid, es isch drum ganz reale 93ger vom Gibelirain un gwüß kai Tron (Träne) Wasser drin. I stelle dee nid amene jedere uf, aber dier zwöö müht ha derpo.“ (Fortsetzung folgt.)



Fahrt in die Freiheit.

(Schluß.) Novelle von Hermann Ryser.

In dieser Zeit betrachtete sich Stefan oft im Spiegel. Da, seine Gesichtszüge waren ungemein hart und vor allem fehlten ihm die harmlosen Schafsaugen, wie sie bei den übrigen Menschen gebräuchlich waren. Sein Blick aber war fest und drang mühelos durch den dichten Myster ins Herz des andern. Aber vielleicht war es doch der Bart, den man abstoßend fand? Weg damit, wenn auch ein schweres Opfer. Obwohl ihn zwar dieser Schnitt glatt um zehn Jahre verjüngte, schien nun sein Gesicht krankhaft bleich und der Blick noch stechender als zuvor. Tagelang schweifte Stefan ohne Hut im Freien, in der Absicht, eine frischere Gesichtsfarbe zu erzwingen.

Um den Anschluß ans Leben zu bewerkstelligen, mißchte er sich unter das Volk, besuchte Kaffeehäuser, Vergnügungstätten und Theater. Aber alles dieses tat er nicht mit innerer Lust. Es schien, als wäre seine Daseinsfreude in dem Augenblick erloschen, wo er sich zum „freien Mann“ aufschwungen. Alles um ihn her, ob geräuschvoll oder still, kam ihm zumeist unerträglich schal und leer vor. Dazu kam noch, daß ihn seine Herzschwäche bei jeder kleinsten Anstrengung oder Aufregung umwarf.

In bedrückter Stimmung saß Stefan eines Vormittags in seinem Zwerggärtchen, als ihm die Wirtschafterin eine fremde Dame meldete. Ohne sie auch nur eines freundlichen Blickes zu würdigen, machte er eine Handbewegung nach einem freien Stuhl und fragte kalten Tones nach dem Begehrt. O, er hatte diese Weiber schon übersatt. Immer taten sie so, als triebe sie ihr Herz, dem Alten liebe Worte zu sagen und hinterher wollten sie doch nur Geld. Solche Besuche waren ihm bereits zum Greuel geworden, denn die ganze Gesellschaft war unerträglich und verwünschte den alten Rader nebenbei ins Pfefferland. So würde sich die Sache

wohl auch heute wieder abspielen. Stefan wartete diesmal die hohle Einleitung gar nicht erst ab und fragte kurz:

„Wieviel müssen Sie haben?“

„Herr Uhart“, erwiderte die Dame in weichem Tonfall, „ich brauche kein Geld, aber tun Sie mir den Gefallen und schauen Sie mir einmal in die Augen.“

„Was soll das?“ fuhr er unwirsch herum, „ich finde an Ihren Augen nichts besonderes.“

„Das wundert mich aber, Herr Uhart, erinnern Sie sich denn meiner nicht mehr?“

„Nein, ich kenne überhaupt keine Frau näher.“

„Das heißt, mit meiner Ausnahme, Herr Uhart. Ich bin nämlich die Josefina, wenn auch in einer ältern Ausgabe!“ lachte sie ihn vertraulich an.

Da starrte ihr Stefan ins Gesicht, fiel dann gleichsam in sich zusammen und schlug die Hände vor die Augen. „Und da kommen Sie erst jetzt zu mir!“ stöhnte er. Nun ist es zu spät. Was wollen Sie noch?“

„Helfen möchte ich Ihnen. Ich bin noch nicht lange wieder hier ansässig. Als ich aus dem Ausland kam und hörte, daß Ihnen das Einsiedlerleben nicht gut bekomme, da drängte es mich, Ihnen beizustehen.“

„Und wie denken Sie sich das?“

„Nun, Herr Uhart, ich komme mit meinem alten Vorschlage zu Ihnen. Ich möchte Sie nämlich verheiraten.“ Und dazu lachte sie so herzlich und tätschelte ihm die Hand so nachdrücklich, daß dem Stefan ordentlich schweiß wurde. „Eine passende Frau für Sie zu finden, ist jetzt viel leichter, wo Ihr Sennenbart endlich gefallen ist. Aber etwas freundlicher müssen Sie schon dreinschauen, sonst schrecken Sie auch die Sanftmütigste ab. Ich habe für Sie eine leidlich hübsche, zwar etwas bejahrte, aber dafür warmherzige Frau gefunden, die mit Ihnen den Lebensabend genießen will, sofern Sie nicht mehr der berüchtigte Geizkragen von anno-dazumal sind.“

Stefans Miene hatte sich zusehends aufgehellt und seine Augen voll Spannung auf Josefina gerichtet.

„Der bin ich allerdings nicht mehr“, sagte er, „ich bringe jetzt das Geld so flott unter die Leute, daß man mich demnächst unter Vormundschaft stellen wird. Und im übrigen, wer soll denn diese ganz besonders für mich passende Frau sein?“

„Josefine!“

„Was? Sie?“

„Ja.“

„Aber Sie sind doch verheiratet?“

„Früher ja, aber seit fünfzehn Jahren bin ich Witwe. Ich stehe ganz allein und bin völlig unabhängig, obwohl

ich — und sie zwinkerte Stefan schelmisch zu — keine Leder-
geschäfte gemacht, aber dafür die Welt kennen gelernt habe.“

„Und nun glauben Sie“, ergriff Stefan nach einer
Weile Nachdenkens das Wort, „es wäre vernünftig, wenn
der alte Uhart mit der Josefina einen Bund schliesse, nach-
dem sie ihn, als er jung war, seines Stehtragens wegen
verschmäht hatte? Ich trage ja heute auch wieder einen!“

„Gewiß glaube ich das. Und die Sache mit dem Kra-
gen dürfen wir jetzt ruhig beiseite lassen“, erwiderte sie
ernst. „Nun will ich aber gehn. Bedenken Sie meinen Vor-
schlag in aller Ruhe. In einer Woche werde ich wieder
kommen.“

Stefan blieb in einer sehr gemischten Stimmung zurück
und begann gleich, den Plan Josefines nach allen Rich-
tungen hin zu erwägen. Aber er hatte ja Zeit und brauchte
nichts zu überstürzen. Die Geschichte war ernst und gründ-
licher Ueberlegung wohl wert.

Jetzt noch eine Frau nehmen? War das nicht ein biß-
chen widersinnig, wo er in den härtesten Arbeitsjahren ohne
eine ausgekommen? Am einen Tage, wenn er an diese
Heirat dachte, lachte er hell auf, nannte sich einen Musterekel
und am nächsten Morgen fand er, daß Josefines Vorschlag
gar nicht so abgeschmackt wäre.

Josefine war nach seiner Ueberzeugung nicht eine Ge-
fährtin, wie man sie jeden Tag fand. Sie brachte da so
einen Hauch der Außenwelt mit, der ihn plötzlich maßlos
reizte. Und ihr Gesicht war noch so frisch und heiter und
das volle Haar kaum mit einigen Silberfäden durchzogen.
Und wie sie ihn so lieb und gewinnend angeschaut!

Als Josefina dann kam, seinen Entschluß zu erfahren,
sagte Stefan: „Ich habe mir's überdacht. Wenn Sie mich
haben wollen — ich bin dabei. Machen Sie mit mir, was
Sie wollen, aber bedenken Sie, daß ich kein Springinsfeld
mehr bin und es oft mit Herzgeschichten zu tun bekomme.“

„Ach du dummer Junge“, lachte sie, „übrigens, du
hast doch in diesem Falle nichts gegen das „Du“? Nein?
— dich bringen wir schon wieder hoch. Und wenn du mir die
Führung anvertraut, dann erst recht!“

„Darum hätte ich dich ohnehin gebeten, Josefina, denn
ich finde mich seit der Geschäftsaufgabe nicht mehr zurecht.“

„Nun denn, Stefan, so verkaufe schleunigst diesen
Hühnerstall hier und sobald wir verheiratet sind, ziehst du
zu mir um. Seit ich wieder hier in der Stadt bin, wohne ich
nämlich etwas besser als du und habe mir allerhand Be-
quemlichkeiten zugelegt. So auch einen hübschen Mercedes,
mit dem wir ans Meer fahren werden. Dort kannst du
dann in aller Stille gesund werden. Willst du so?“

„Nochmals, Josefina, tue mit mir, was du für gut
findest.“

Es war Josefina, die dafür sorgte, daß sich die Pläne
rasch verwirklichten und ehe sich Stefan versah, war er
in ihrer Villa Hausherr geworden, eine Eigenschaft, die die
Dienstleute durch unausgesetzte Achtungsbezeugungen unter-
strichen. Josefina war unermüdlich bestrebt, ihren Stefan
bei Laune zu erhalten, las ihm nette Geschichten aus dem
Defamerone vor, spielte zur Abwechslung ergreifende Weisen
auf dem Flügel oder ließ lustige Tanzplatten abhören,
wenn das Radio gerade außerstande war, die Zuhörer vor
dem Einschlafen zu bewahren. Aber am liebsten plauderte
Stefan mit Josefina und er begrüßte es stets freudig, wenn
sowohl dem Grammophon wie dem Lautsprecher endlich der
Atem ausgegangen war.

Unterdessen wurde Stefans Garderobe für alle Mög-
lichkeiten ergänzt und der Mercedes von Fachleuten gehörig
nachgesehen. Obwohl Stefan durch sein Anerbieten, sämt-
liche Haushalts- und Reisekosten auf sich zu nehmen, ver-
deutlichen wollte, daß er sein Knidertum abgelegt, beharrte
Josefine darauf, immer halbpart zu machen. Sie war wirk-
lich eine tüchtige Frau, dachte an alles und es dünkte Stefan
zuweilen sogar überflüssig, daß Josefina bei allem Geld-
ausgeben eine gewisse Zurückhaltung bewahrte. „Wir brau-
chen zwar nicht zu sparen“, erklärte sie ihm, „aber ich hasse

alles prozehenhafte Auftreten und kann es auch nicht leiden,
wenn jemand meint, mich einwickeln zu können. Große Sum-
men auszugeben, ohne spreizig zu scheinen, ist gar nicht so
leicht, wie du vielleicht glaubst.“

Endlich war alles beisammen bis auf die Pässe. Aber
da setzte sich Josefina in ihren schönen Wagen und verwendete
einen halben Nachmittag dazu, den Konsulatschreibern rasche
Beine zu machen, so daß auch diese Schwierigkeit beigeht war.

Und die Fahrt in die Freiheit konnte nun beginnen.
Es war das erste Mal, daß Stefan in einem Kraftwagen
fuhr und Josefina hatte ihren Gemahl fürsorglich ganz nach
hinten gebettet, wo er sich nach Gutdünken strecken und dehnen
konnte. Ohne Anhalt sollte es vorerst bis Lausanne gehen
und nach dem Mittagessen weiter nach Genf, wo sie sich
einige Tage verweilen und einen tüchtigen Führer für die
Weiterfahrt suchen wollten. Bis Genf behielt sich Josefina
die Steuerung vor, um nicht aus der Übung zu kommen.

Stefan fand die Fahrt schon ganz zu Anfang nicht
recht beförmlich, ließ es aber seine Frau nicht wissen. Es
war trotz der guten Lüftung so schwül um ihn her und die
am Fenster vorüberhuschenden Landschaftsbilder verwirrten
ihn mehr als daß sie ihn ergöhten. Als aber Josefina die
Geschwindigkeit nach und nach noch steigerte, fing es ihm
vor den Augen zu flimmern an und er konnte nichts mehr
unterscheiden. Aber er wollte das Ungewohnte und Un-
angenehme gerne auf sich nehmen, führte ihn doch die
saufende Fahrt unaufhaltbar dem lange entbehrten freien
Leben entgegen. Nunmehr war endlich die Stunde gekommen,
in die Welt hinauszurudern und allen Kleinbürgerkram ab-
zustreifen. Der Weg, ein wirklich freier Mann zu werden,
lag jetzt deutlich vor ihm. Und Josefina, die geflissentlich
über alle seine kleinen Eigenheiten wegsah und ihm mit
größtem Taftgefühl die Anfangsgründe des unauffälligen
Benehmens beigebracht, würde ihn niemals seiner Unbe-
holfenheit überlassen.

Wie sie da vorn am Steuer saß und den schweren
Wagen so sicher und selbstbewußt durch alle die tausend
Fährlichkeiten lenkte! Genau so würde Josefina auch ihn
führen. Sie schien ja alles zu wissen und zu können, wogegen
er wortkarg werden mußte, wenn nicht zufällig die Rede
von Leder war. Und das kam eigentlich merkwürdig selten
vor. Aber Stefan würde sich alle Mühe geben, seiner Lehr-
meisterin Ehre zu machen, das war er ihr schon schuldig. Und
sein Knidertum wollte er zur Gänze unterdrücken und weit
lieber im Geruche des Berchwenders stehen, als sich an
etwas wie Geiz erinnern lassen.

Was für Herrlichkeiten würde er nach Josefines Worten
zu genießen bekommen! Ueber Länder und Meere sollte
die Fahrt gehen und von Zeit zu Zeit in der Heimat in
stiller Beschaulichkeit ihren Abschluß finden. „Wir werden
uns jung reisen“, munterte ihn Josefina täglich auf und
Stefan glaubte an dieses Wunder.

Da stand Stefan am Meere. Sah ein Schiff, das mit
schwellenden Segeln in die Unendlichkeit hinausfuhr. Sah
an der Reling Josefina stehn und ihm mit einem Tüchlein
Abschied winken. Abschied für's Leben. Starre dem Schiffe
mit brennenden Augen solange nach, bis die Mastspitze in
der Ferne untertauchte. Da wollte er seiner Pein mit einem
Schrei Ausgang schaffen.

Aber Stefan brachte keinen Laut über die Lippen.
Die Kehle war wie zusammengeschnürt und eine starke Mü-
digkeit drückte ihm wie mit Bleigewichten die Augen zu.
Er fühlte über die Beine und Arme Kälte heraufkriechen und
sich in der Brust festsetzen und dann konnte er sich nicht mehr
rühren.

Als um Mittag der Wagen in Lausanne vor dem
Balmoralhotel hielt und Josefina versuchte, den ganz unbe-
quem schlafenden Stefan wachzurütteln, war er der Erde
schon entrückt.

Stefan war, wie damals sein Vater, ins dunkle Reich
hinübergewandert, bevor er ein freier Mann geworden.